

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 107 (1981)

Heft: 44

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

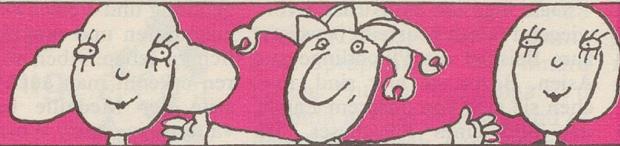
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Marianne Ludwig

Pilzgeschichte

Es war einmal ein zartes Männlein mit einem grossen Lehrtenkopf. Seine Augen blickten neugierig und seelenvoll in die Welt hinaus, und seinem Haupt entsprang ein wilder, in alle Himmelsrichtungen strebender Haarschopf. Doch darunter, in seinem Gehirn, war alles wohlgeordnet: Es gedieh das Geistige und das Musische gleichermaßen; und es machte dem Männlein grosse Freude, mit selbstgefundenen Formeln wie auch mit dem Violinschlüssel zu experimentieren.

Dem lieben und gütigen Männlein gelang dabei der grosse Wurf: Es konnte Pilze wachsen lassen, giftige und ungiftige Pilze. Die ungiftigen Pilze zeigte es stolz der Welt, die es dafür lobte und pries; doch die giftigen versteckte es in seinem Glashaus. Es wollte nicht, dass einer seiner teuren Mitmenschen auf unbedachte Art ums Leben kam.

Da zog am Himmel ein mächtiges Gewitter auf, das kein Ende nehmen wollte. Ein Nachbar kam zum Männlein und sagte: «Ich weiss, dass du einen Pilz wachsen

lassen kannst – so gross, dass er das Gewitter vertreibt. Tu das für uns!» Das Männlein bat sich Bedenkzeit aus, wohl wissend, dass nur der giftige Pilz bis in den Himmel wächst. Verlegen suchte es nach Ausreden. Doch der Nachbar erpresste es, indem er sagte: «Willst du ein Stein des Anstosses für unser Land sein?»

Da liess das bedrückte Männlein den Pilz wachsen. Und tatsächlich wuchs der Pilz in den Himmel. Mit einer bisher nie gekannten Kraft vertrieb er die schwarzen Wolken, doch keine Morgenröte ward sichtbar. Im Gegenteil: Der Pilz fiel, in unzählige Atome zerkleinert, zurück auf die Erde und vergiftete einen blühenden Garten. Der Acker, das Korn und die Menschen verbrannten; einige von ihnen, die ihren Atem behielten, tragen seither ein Kreuz und leiden Qualen.

Eine weisse Taube brachte dem Männlein die böse Kunde. Es litt sehr wegen dieser Unmenschlichkeit und starb vor Trauer und Kummer.

Später ging der geschäftstüchtige Nachbar in das Glashaus des verstorbenen Männleins. Dort züchtete er viele giftige Pilze und steckte sie in eine Kiste, auf die er schrieb: «Vorsicht, Gift! Nur für einen guten Zweck verwenden!» Dann sandte er die Kiste in die Welt hinaus.

Der Geschäftsmann erstrahlte im Glanz seiner Macht. Er ver-

doppelte, vervielfachte das Gift in den Pilzen, stets mahnend: «Nur für einen guten Zweck verwenden!»

Da ritt ihn plötzlich der Teufel: Er züchtete einen übergiftigen Pilz und bot ihn überall an, aber niemand wollte ihn haben. Jeder sagte: «Ich esse diese Suppe nicht, nein, diese Suppe ess' ich nicht!» Denn alle wollten friedlich leben, sogar jener mit dem

hellen Mut hatte auf diesen Riesenpilz keinen Appetit.

Das machte den regen, geschäftstüchtigen und selbstgefälligen Mann sehr zornig. Und als vor seiner Drohung: «Vogel friss oder stirb!» niemand Angst zeigte, stampfte er mit dem Fuss auf und zerbarst vor Wut in tausend Stücke.

Die Moral von der Geschicht': Diese gibt es leider nicht. –



«Diese Zahnbürste muss von Hand aufgezogen werden, dafür ist sie stromsparend!»

Warten

Er tut mir leid; keiner mag ihn. Der Herbst mit seinen Farben ist nun endgültig dahin, und auf die Schönheiten des Winters müssen wir noch eine Weile warten. Also lunget der November griesgrämig herum, hetzt den Wind wimmernd um die Hausecken und lässt ihn hartnäckig die letzten Blätter von den Bäumen zerren. Die stehen stumm, als graue Silhouette, vor grauem Himmel, und in der nebligen Luft hört man das Gekrächze der Raben.

Zeit der Einsamkeit, der Leere? Nicht doch! Eines Abends lief ich, novemberlich gestimmt, über die Felder und sah plötzlich am Horizont, in einem Streifen blauen Himmels, die Säntikette aufleuchten. Die letzten Strahlen der Sonne tauchten die bereits schneebedeckten Gipfel in aprischenfarbenes Licht, und ich stand da und schaute zu, wie es langsam Nacht wurde. Stunden

später versilberte der Mond die Landschaft mit metallenem Licht.

November als Lückenbüsser? Er tut, was er kann, und halten wir die Augen offen, gibt es Tag für Tag irgendwo irgend etwas Schönes, das uns mit Freude erfüllt.

Heute will ich draussen vor der Tür die erste Kerze anstecken; ihr warmer Schein wird helfen, das Dunkel zu mildern.

Der November wartet. Wir warten mit ihm. *Leni Kessler*

Sollen ... wollen

Warum geben wir so oft ohne nachzudenken gute Ratschläge? Auch ich ertappte mich dabei. Da habe ich zu einem Ehepaar gesagt: «Ihr solltet einmal für ein paar Tage nach London gehen oder nach Paris, hinaus aus dem Alltag, das tut euch gut!» Aber

die beiden wollten gar nicht. Sie hassen sämtliche Grossstädte. Am liebsten machen sie Velotouren oder Wanderungen, oder sie fahren mit dem Auto in kleine französische Dörfer und suchen dort ein gemütliches Restaurant.

Ich weiss das – trotzdem versuchte ich, die zwei nach London zu schicken!

Da ist die ältere Dame, die gerne liest und unzählige Briefe schreibt. Aber immer wieder sagt jemand: «Du solltest mehr aus der Stube, an die frische Luft, das ist gesund!» Sie aber bleibt viel lieber zu Hause. Sie ist nicht sportlich und sitzt gerne am Schreibtisch.

Wie viele Ehefrauen sind unzufrieden, weil ihr Mann nicht Karriere macht, nicht Abteilungschef oder Direktor wird! Immer wieder sagt die Gattin, er solle sich doch weiterbilden, eine Abendschule oder irgendeinen Kurs besuchen. Aber es kann sein, dass der Mann ganz zufrieden ist in seinem Beruf, an sei-

nem Platz, und dass er auch genug verdient. Ist das nicht mehr wert als ein höherer Lohn und ein schöner Titel?

Es ist auch absurd, wenn eine Frau nur noch vegetarisch kocht, weil jemand gesagt hat, diese Nahrung sei sehr gesund. Der Mann kann Gemüse nicht ausstehen, hat furchtbar gern Fleisch – und ist trotzdem gesund!

Auch ich bleibe natürlich nicht von guten Ratschlägen verschont. So vieles hätte ich tun sollen, zum Beispiel mitmachen bei den Pfadfindern. Den Eltern zuliebe ging ich einmal an einem Samstag hin – das war alles. Ich war nicht der «Pfadi-Typ» und bin auch später nie einer geworden. «Du solltest modellieren lernen!» hat einmal jemand zu mir gesagt.

Warum eigentlich? Als ich in der Schule aus Lehm etwas formen musste, wuchs ein undefinierbares Tier aus meinen Händen. Niemand wusste, ob es ein Elefant ohne Rüssel oder ein Dackel mit zu langen Beinen war! Ich kann

nicht modellieren und will es auch gar nicht lernen.

Warum gönnen wir unseren Mitmenschen keine Ruhe? Man muss doch jedem seine Eigenart lassen. Das macht das Leben erst interessant!

Erika Monterie-Adam

Morgens um neun ist die Welt noch in Ordnung ...

Heute bin ich zu früh. Vom Verkaufswagen, auf den ich warte, noch keine Spur. Genügend Zeit also, um die Umgebung zu betrachten und den Gedanken nachzuhängen.

Aus allen Richtungen strömen Kinder herbei, hüpfend und schwatzend. Lachen ertönt ringsum. Stolz werden neue Schuhe gezeigt, Znünitschli geschwungen, eine Schnecke wird beobachtet.

Auf meiner Strassenseite gerät der Zug ins Stocken: die übermütige Schar bleibt vor einem Fussgängerstreifen stehen. Gleichzeitig tritt aus dem nächsten Hauseingang eine Tibeterin mit einem Mädchen an der Hand und einem Knirps, der mich aus lustigen Schlitzäugen anstrahlt, auf dem Arm. Sie begibt sich rasch zu den Wartenden, und gleichsam auf Kommando gehen die Köpfe hin und her, so, wie es der Kantonspolizist den Kindern offensichtlich beigebracht hat. Die Frau gibt schliesslich den Befehl zum Überqueren der Strasse und beaufsichtigt nun die Gruppe, die zügig und diszipliniert über den Streifen marschiert. Gelernt ist gelernt! Bedeutend weniger rassig und trödelnd geht es drüben weiter Richtung Kindergarten.

Doch halt! Da scheint ein Nachzügler unterwegs zu sein! Rennend erreicht er etwa 20 Meter vor dem gelben Streifen die Strasse. Ob er zurückgehen wird, sinniere ich, obwohl im Moment weit und breit kein Fahrzeug zu sehen ist? Alle Achtung! Er ruft seinen Kameraden zu: «He wartet, ich mues au no überel!» Die Betreuerin hat sich inzwischen in ihre Wohnung begaben, der Bub bewältigt die Situation bestens. Seine Kollegen begutachten die Leistung.

Ich freue mich ob der kecken Kinder, die offenbar den Verkehrsunterricht sehr ernst nehmen. Haben sie bereits erkannt, dass solches Verhalten auf der Strasse lebensnotwendig sein kann? Wissen sie, dass täglich Kinder dem Verkehr zum Opfer fallen? Mein Innerstes sträubt sich an diesem sonnigen Morgen

sich seit langem, gegen Ververagegen, dass täglich Kinder mit der harten Tatsache der Gefahr konfrontiert werden müssen. Ich wünsche mir, das korrekte Verhalten im Strassenverkehr könnte für sie ein Spiel sein.

Wehmütig denke ich an die Quartierstrasse, wo ich aufgewachsen bin. Da kam vielleicht einmal im Tag ein Auto im Schrittempo daher! Nach Herzenslust durfte damals gespielt und herumgetollt werden!

Das Heranbrausen des Verkaufswagens schreckt mich aus meinen Erinnerungen auf. Wer gibt mir die Antwort auf die quälende Frage: Ist für unsere Kinder die Welt wirklich noch in Ordnung?

Vreni Hostettler

Aus nichts wird nichts

Wir sind reich, das reichste Volk der Welt. Tagtäglich bekommen wir dies zu hören, meist mit einem versteckten Vorwurf. Es tönt oft, als wären wir ein Volk von Prassern.

Sicher: es geht uns gut, sehr gut sogar, wenn wir Vergleiche ziehen. Wir leben im Ueberfluss – nicht alle Schweizer –, besonders aber jene, die von der Konjunktur profitieren können.



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein OVA-Produkt

Dass man uns im Ausland vorwiegend falsch beurteilt, beweisen zum Beispiel die Flüchtlinge aus Asien. Bevor sie hier sind, machen sie sich von unserem Lande das Bild eines Paradieses. Sie kommen mit falschen Hoffnungen. Zwar werden sie bei ihrer Ankunft liebenvoll empfangen und gut gekleidet. Anschliessend bringt man sie in ein Lager, wo sie unsere Sitten kennenlernen. Die Flüchtlinge können vielleicht zum erstenmal vor vollen Schüsseln sitzen. Es ist schön, zu sehen, wie glücklich sie sind. Aber wenn sie allein für sich sorgen müssen, wenn sie erfahren, dass man nicht alles kaufen kann, was angeboten wird – noch schlimmer: wenn sie viele Stunden in der Fabrik zu bringen müssen, dann sind viele enttäuscht von diesem «Paradise».

Anstatt all diesen Leuten nur das Schöne zu preisen, sollte man sie auf den harten Existenzkampf aufmerksam machen, darauf, dass es bei uns nichts gibt ohne Arbeit, dass man nicht auf unbestimmte Zeit zum Roten Kreuz oder zur Caritas gehen kann.

Warum nährt man solche Illusionen? Auch wir können nicht alles kaufen. Man sollte den Fremden, die meinen, die gebrochenen Tauben fliegen uns ins Maul, auch die Nachteile unseres Landes schildern. Dazu gehören die hohen Mietzinsen, die nicht nur für Flüchtlinge, sondern auch für uns Schweizer bald nicht mehr tragbar sind.

Es ist falsch, wenn man die Schweiz immer als ein Land voller Bonzen darstellt. Von nichts gibt es auch bei uns nichts ...

Hedi

Keine Alternative

Alternative Lebensformen sind heute grosse Mode. Wer aber – wie ich – ohne Mode in ihnen aufgewachsen ist, findet sie nur bedingt reizvoll. Gewiss ist es herrlich, wie zu Grossmutters Zeiten zu leben, wenn der Komfort der Neuzeit damit verbunden ist! Meine Alternativgelüste gehen einfach nicht so weit, dass ich mich für den Washtag unseligen Angedenkens oder die Kohlenheizung von früher zu erwärmen vermag. Eigenes Brot backen, Gemüse züchten, Wolle spinnen sind sinnvolle Hobbys – unsere Familie pflegt sie auch –, aber wir müssen ja nicht davon leben. Würden diese Tätigkeiten zur Hauptbeschäftigung, stünden sie sicher weniger hoch im Kurs. Denn Nostalgie ohne Schnörkel bedeutet 15 Stunden Arbeit pro Tag.

Hoffentlich habe ich nicht bereits viele Leser vor den Kopf gestossen! Auch ich versuche

geudung und Verschwendungen anzukämpfen und möglichst natürlich zu leben. Aber mit den Jahren erkennt man auch die Kehrseite der Medaille und nimmt «alternativ» beim Wort. Wird der Ausdruck sprachlich richtig verstanden – nämlich als eine von zwei Möglichkeiten –, dürfte die Erkenntnis reifen, dass man entweder s Weggli oder den Batzen haben kann. Ich weiss, dass ich nur dank vielen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte (Waschmaschine, Auto, guter Lohn, mehr Freizeit usw.) in der Lage bin, nicht allzu alternativ existieren zu müssen.

Ich verspüre im vorgerückten Alter wenig Lust, total umzusteigen. Gewiss, ich habe Verständnis, wenn andere Leute – vorwiegend die jungen – nach neuen und sinnvoller Lebensweisen suchen. Aber alternativ auf der ganzen Linie – dazu fehlt mir die Kraft und die Zeit. «Weg von der Technik» ist schön – aber für mich keine Alternative.

Heidi

Echo aus dem Leserkreis

Etwas ganz anderes
(Nebelspalter Nr. 39)

Lieber Nebelspalter

Der Artikel von Annemarie A. hat mich etwas irritiert. Wenn ich mich recht erinnere, gab es aus ihrer Feder bereits einmal einen ähnlichen Artikel, wo es ebenfalls um einen (oder mehrere) Ausländer ging. Galt der Ausspruch «Um den wär's nicht schade gewesen» nicht etwa dem hängengebliebenen Zogel?

Ich nehme an, es geht um Bern. Dazu kann ich ein Gegenbeispiel geben:

In einem Migros-Selbstbedienungsrestaurant verkehrt oft ein Neger, der schon seit einigen Jahren in Bern gesehen wird. Was er tut, weiss ich nicht. Wie ich, trinkt er ab und zu einen Znünikaffee. Ich konnte noch nie beobachten, dass er irgendwie als anderer Mensch beachtet wurde. Im Gegenteil, er wird oft und fröhlich (vielleicht etwas zu jovial) begrüßt.

Sucht Annemarie A. mit ihren Blicken «von einem zum andern» nicht etwas ganz anderes?

Mit freundlichen Grüßen

Fritz Zimmermann

Zuschriften für die Seite «Von Haus zu Haus» sind an folgende Adresse zu senden: Redaktion Nebelspalter, «Von Haus zu Haus», 9400 Rorschach. Nicht verwendbare Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Ihnen ein frankiertes und adressiertes Retourcouvert beigefügt ist. Manuskripte sollen eine Seite Maschinenschrift mit 1½-Schaltung nicht übersteigen und dürfen nur einseitig beschrieben sein. Bitte um volle Adressangabe auf der Rückseite des Manuskriptes.